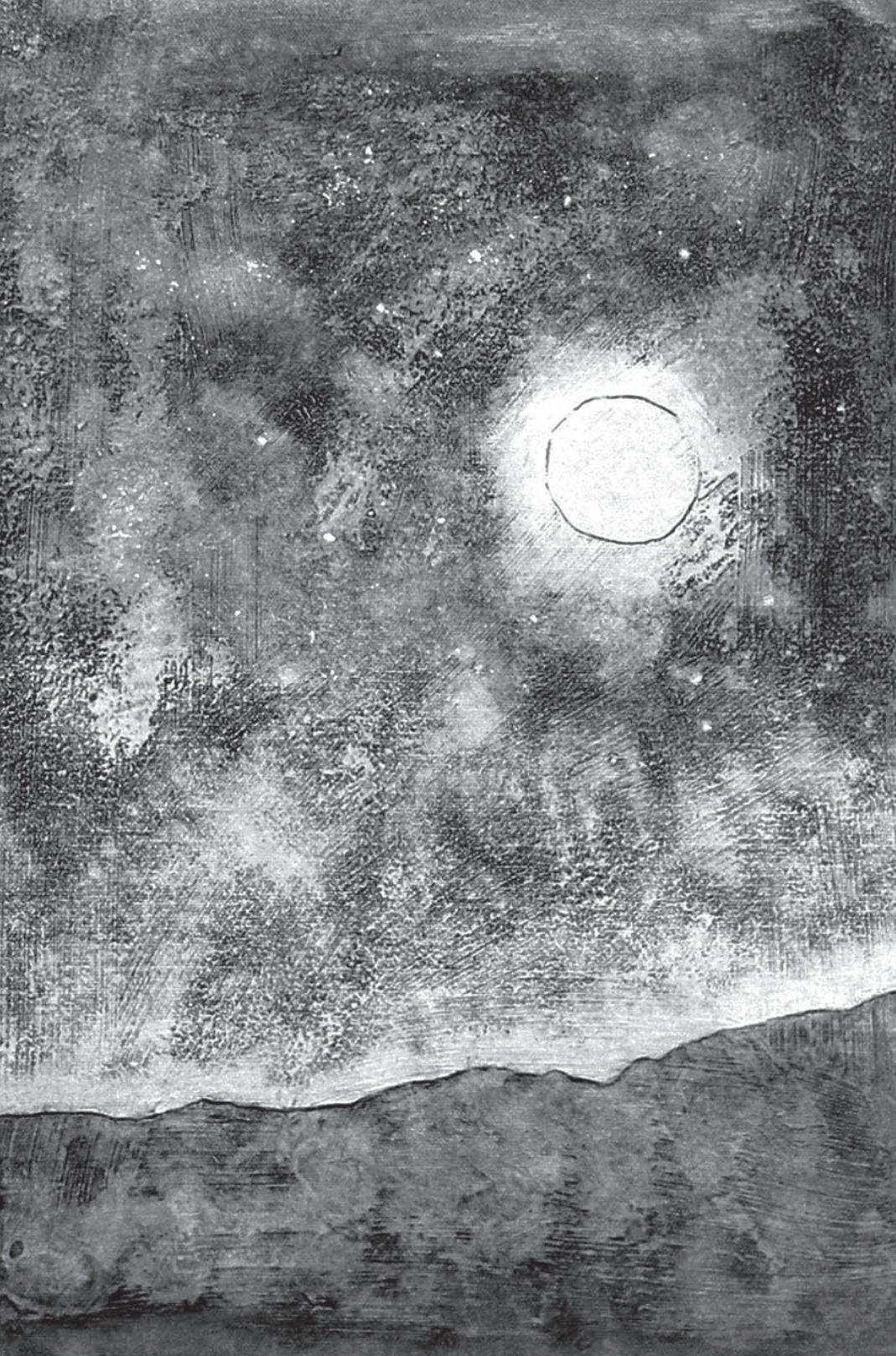


Bis zum Frühlingsmond



Volker Wortmann

# Bis zum Frühlingsmond

Roman

Mit Illustrationen von Angela Cremer

7sterne edition

© 2008 7sterne edition, [www.7sterne.de](http://www.7sterne.de)  
Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH,  
Neukirchen-Vluyn, [www.nvg-medien.de](http://www.nvg-medien.de)

Herausgeber:  
Dirk Brall

Illustrationen:  
Angela Cremer, [www.acreativ.de](http://www.acreativ.de)

Umschlaggestaltung und Satz:  
Adriane Krakowski, [www.atelierandacht.de](http://www.atelierandacht.de)

Druck:  
CPI-books, Ulm

ISBN 978-3-7975-0217-9  
Bestell-Nr.: 600 217





# Die schwarzen Drachen



Im Schlaf hörte Tobias eine Stimme. „Wach auf“, flüsterte sie. „Du musst aufstehen!“ Die Stimme klang, als käme sie aus einer anderen Welt, und doch klang sie vertraut. „Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren!“

Tobias drehte sich auf die Seite und zog die Decke über den Kopf. Er spürte, dass ihm irgendetwas in den Rücken stach. Der Geruch von Moder, Heu und Dung zog in seine Nase.

Er machte die Augen auf. Durch ein kleines Fenster schien der Mond und alles, was er sah, war ihm fremd. Im fahlen Mondlicht huschte eine Maus an einer Bretterwand entlang in ihr Loch, und dort, wo sie gerade verschwunden war, sah er einen alten Pflug, daneben eine Sense und eine Heugabel. Er lag in einem Stall, und er lag auf Stroh. Dies war nicht sein Zuhause, nicht das Zimmer, in dem er sich am Abend zuvor noch ins Bett gelegt hatte! Ganz sicher nicht!

„Komm jetzt! Wir müssen hier weg!“

Ach ja, die Stimme! Die hatte er schon fast vergessen. Er drehte sich wieder auf den Rücken und zuckte zusammen, als er sah, wer ihm da ins Ohr geflüstert hatte. Dabei war es nichts Schlimmes, nichts, vor dem er sich hätte fürchten müssen. Eigentlich schaute es sogar ganz freundlich drein. Nur war Tobias nicht darauf vorbereitet, mitten in der Nacht einem Pferd ins Gesicht schauen zu müssen, das seinen Kopf über ihn gebeugt hatte, so nah, dass er seinen warmen Atem spürte. Es war ein weißes Pferd mit langer,

strahlender Mähne und tiefen, dunklen Augen. Sonst war niemand da.

Tobias machte die Augen gleich wieder zu. Er hatte schon davon gehört, dass man in einem Traum von einem Traum träumen konnte und in so eine verwickelte Geschichte war er wohl gerade hineingeraten. Wo sonst sollte dieses sprechende Pferd hergekommen sein? Und da er sich nicht sicher war, ob er solche Art von Träumen überhaupt mögen würde, beschloss er, das Pferd gleich wieder wegzuträumen. Verschwinde, dachte er und kniff dabei die Augen fest zusammen.

Eine Zeit lang geschah nichts. Dann schnaubte ihm das Pferd ins Gesicht.

„Wir müssen jetzt wirklich gehen“, sagte es.

Tobias machte die Augen wieder auf. Noch immer spürte er das Stroh in seinen Rücken piksen. Auch der Gestank war nicht verschwunden. Nein, so fühlen sich Träume nicht an, dachte er. Und dann tat er etwas, was er selbst niemals für möglich gehalten hätte. Er sagte: „Ja!“, ohne zu wissen warum. „Ich komme!“

Damit nahm die Geschichte ihren Anfang. Sie begann mit einem kleinen, einfachen Wort in einer mond hellen Nacht in einem wildfremden Stall. Tobias war bis dahin ein ganz gewöhnlicher Junge gewesen, kaum zwölf Jahre alt, vielleicht ein wenig zu schwächlich für sein Alter. Nichts hatte darauf hingedeutet, dass er einmal der Held einer Geschichte werden würde, bis eben in dieser Nacht dieses kleine Wort über seine Lippen kam.

Tobias stand auf, reckte sich und folgte dem Pferd nach draußen in die kühle, sternenklare Nacht. Der Mond warf sein Licht auf die Erde und ließ die Augen sich schnell an die Dunkelheit gewöhnen.

Er stapfte dem Pferd hinterher, durch hohes Gestrüpp. An dem kleinen Tor dreht er sich um. Neben dem Stall stand ein altes, verlassenes Bauernhaus. Hier hatten schon lange keine Menschen mehr gelebt: Das Dach war eingefallen, die Fenster zerbrochen und der Garten verwildert.

Er hörte das Pferd ungeduldig schnaufen. Mit einem Grummeln im Bauch wandte er sich ab und folgte ihm. Das Pferd ging weiter einen Weg entlang, bis es über einen kleinen Graben auf eine Wiese sprang. Tobias, immer hinterher, versuchte Schritt zu halten, so gut er konnte.

„Und wo gehen wir hin?“, rief er.

„Bleib einfach hinter mir,“ antwortete das Pferd, ohne sich umzudrehen. „Und beeil dich! Wir haben schon genug Zeit verloren!“

Ja, ja, du hast gut reden, dachte Tobias. Du hast viel längere Beine als ich, und dann auch noch gleich vier davon. „Warte doch bitte. Ich kann nicht so schnell!“, keuchte er.

Aber das Pferd wartete nicht, und so blieb Tobias nichts anderes übrig, als hinter ihm herzustolpern.

Sie gingen einen Abhang hinauf, immer höher, durch hohes, nasses Gras, geradewegs auf einen dunklen Wald zu. Seine Schritte wurden langsamer. Da war es wieder, dieses Grummeln in seinem Magen, nur war es diesmal viel stärker. Er blieb stehen.

„Ich geh nicht da rein!“, rief er dem Pferd zu. „Nicht in den dunklen Wald.“

Das Pferd wandte sich um und schaute ihn an. „Der Wald wird uns Schutz bieten!“, sagte es.

Danach sieht er aber gar nicht aus, dachte Tobias. Obwohl es viel zu dunkel war, hätte er wetten können, dass sich da im Dickicht schwarze Schatten bewegten. Tobias kannte genügend

Geschichten von dunklen Wäldern, in denen unheimliche Geschöpfe hausten und grausige Dinge vor sich gingen. Komischerweise fielen sie ihm gerade jetzt alle ein.

„Wir sind hier nicht sicher, nicht auf freiem Feld“, sagte das Pferd.

Tobias rührte sich noch immer nicht.

Warum bitte schön sollten wir hier nicht sicher sein? Vor dem Wald lag ein weites Tal mit saftigen Wiesen und unten das zerfallene Bauernhaus mit dem Stall. Und er sah nichts und niemanden, der eine Gefahr für sie hätte sein können – außer diesen dunklen Wald direkt vor ihnen.

„Wir können nicht mehr länger warten“, sagte das Pferd und trat mit seinen Hufen auf der Stelle. „Komm, bitte!“

Tobias überlegte kurz, ob er nicht noch einmal versuchen sollte, die Augen zu schließen und das Pferd und alles um ihn herum einfach wegzuwünschen. Aber dann sah er aus den Augenwinkeln heraus, dass das Pferd weitertrabte, in den Wald hinein. Er hatte alles Mögliche erwartet, nur nicht, dass es ihn allein auf der Wiese stehen lassen würde. Als es schon beinahe hinter der ersten Baumreihe verschwunden war, lief er schnell hinterher.

Er hatte das Pferd bald eingeholt, und dann gingen sie schweigend zwischen mächtigen Baumstämmen hindurch. Das Pferd schlich lautlos über den Waldboden und auch Tobias versuchte, beim Gehen so wenig Geräusche wie möglich zu machen. Aber die Bäume hatten ihr erstes Herbstlaub schon verloren, und die trockenen Äste, die unter den Blättern lagen, trugen jeden einzelnen Schritt mit einem Knacken laut in die Nacht hinein. Na prima, dachte er, bald weiß der ganze Wald, dass wir hier sind. Das Pferd blieb stehen.

„Hab keine Angst!“, flüsterte es ihm ins Ohr.

Dann standen sie eine Weile einfach nur da, zwischen den Bäumen, und sprachen kein Wort.

Es war eigenartig still. Nichts war zu hören, nicht einmal der laue Wind, der durch die Baumkronen strich. Irgendetwas stimmt hier nicht, dachte Tobias. Er spürte sein Herz bis in den Hals hinaufschlagen. Und dann hörte er aus weiter Ferne ein Geräusch. Ein eigenartiges Geräusch. Es klang wie ein Fauchen, als würden große Flügel durch die Luft schlagen. Und es war, als würde das Geräusch mit jedem Schlag näher kommen. Ich wusste doch gleich, dass mit diesem Wald etwas nicht stimmt, dachte er. Und dann dachte er erst einmal gar nichts mehr.

Das Fauchen war nun direkt über ihnen. Tobias konnte nicht an sich halten, er musste nach oben schauen, hinauf in die Nacht. Und dort sah er, zwischen den Baumwipfeln hindurch, einen schwarzen Schatten über den Sternenhimmel ziehen. Es war ein riesiger Schatten mit Flügeln. Dann hörte er ein Kreischen, das die Nacht zerriss und in seine Glieder fuhr. Er spürte, wie sich jedes einzelne Haar an seinem Körper aufrichtete. Weder Mensch noch Tier hätten so etwas von sich geben können. Es war ein Kreischen voller Elend und Grausamkeit. Es zog weitere Schatten hinter sich her, immer mehr, die alle über ihre Köpfe hinweg flogen und den Wald mit einem Schwall eisiger Luft bedeckten.

Tobias rührte sich nicht. Sein Blick war wie an den Nachthimmel genagelt. Er starrte hinauf, bis die Schatten vorübergezogen waren. Erst dann suchte er nach dem Pferd und sah, dass es noch immer bei ihm stand. Seine dunklen Augen flüsterten ihm zu: „Hab keine Angst!“ Aber Tobias hatte Angst; bis in seine Haarspitzen hinein war er mit nichts anderem angefüllt als mit Angst.



Ein zweites Kreischen peitschte durch die Nacht. Diesmal kam es aus einiger Entfernung zu ihnen herüber, wohl aus dem Tal, dort, wo das verlassene Bauernhaus und der Stall lagen. Wieder durchzuckte es seine Glieder, aber gleichzeitig fühlte sich Tobias eigenartig angezogen, so als würden die Schatten ihn rufen. Und er spürte, wie seine Beine sich in Bewegung setzten. Es geschah mehr, als dass er es wollte. Er musste einfach zum Waldrand gehen, um zu sehen, was dort vor sich ging. Halb benommen stolperte er durch den Wald, zurück zu der Stelle, von der aus das Tal zu überblicken war. Er ging so weit, dass Dickicht und Bäume ihn gerade noch verdeckten.

Und dann sah er, wie die schwarzen Schatten über dem verlassenen Bauernhaus kreisten. Zum ersten Mal in dieser Nacht hatte er das Gefühl, überhaupt irgendetwas wirklich zu sehen, nicht mehr in einem Traum zu sein. Und er sah, dass es Drachen waren. Schwarze Drachen!

Dann wieder ein Kreischen, in die Nacht geschleudert von dem größten der Schatten. Er reckte seinen stacheligen Hals hinauf in die Dunkelheit, stieg mit wenigen Flügelschlägen dem Mond entgegen, doch nur, um gleich darauf wieder herabzustürzen und einen blauen Feuerschwall auf das Haus im Tal zu speien. Flammen züngelten an Dach und Wänden. Die anderen Drachen machten es ihm nach. Alle stürzten sie auf das Haus, alle spien sie ihr Feuer, bis man überall rot-glühende Flammen aufsteigen sah. Auch der Stall, in dem Tobias eben noch gelegen hatte, war bald ein wild loderndes Flammenmeer. Fauchend ließen die Drachen ihre Flügel durch die Luft schlagen. Immer wieder stürzten sie hinab, solange, bis ihr Werk verrichtet war.

Dann verschwanden sie im Dunkeln der Nacht und es war nur noch das ferne Prasseln des Feuers zu hören. Von dem Gehöft

blieb kaum mehr übrig als ein glimmender Rest, der sich langsam in Qualm und Asche auflöste.

Tobias wusste nicht, wie lange er dort gestanden und in das Tal gestarrt hatte. Erst nach und nach kamen Wörter und Gedanken zurück und versuchten zu ordnen, was gerade geschehen war. In seinem Kopf taumelten sie wild durcheinander mit den Bildern von Drachen und Feuer.

Er zuckte zusammen, als er den schnaubenden Atem des Pferdes an seiner Wange spürte. Dass es ihm zum Waldrand gefolgt war, hatte er nicht bemerkt.

„Wir hatten wirklich keine Zeit mehr zu verlieren“, sagte das Pferd.

Und dann spürte Tobias, wie der Schrecken langsam aus seinen Gliedern wich. Es tat gut, diese Stimme zu hören und jemanden bei sich zu wissen.

Sie gingen zurück in den Wald, auf den Weg, den sie schon ein Stück gegangen waren. Schweigend trotteten sie nebeneinander her. Langsam fügten sich die Wörter in seinem Kopf zu klaren Gedanken. Wind blies ihm ins Gesicht, und Tobias dachte: Das tut gut!

Dann merkte er, dass das kein gewöhnlicher Wind war. Es war eher wie ein Lied, das durch die Luft getragen wurde. Der Wind wurde stärker, und nun fing es an, in seinen Ohren zu brausen. Und dann wurde ihm schon wieder ein wenig mulmig, und er hielt sich die Ohren zu.

„Das sind Sybrillen“, sagte das Pferd. „Sie tun dir nichts. Sie singen nur ihr Lied. Hör einfach zu!“

Eigentlich haben mir die Drachen schon gereicht, dachte er. Ich brauche keine Sybrillen mehr. Und überhaupt: Warum bin ich hier und nicht an einem gewöhnlichen Ort, an dem ganz gewöhnliche Dinge passieren?

Dann aber nahm er seine Hände doch von den Ohren und hörte, wie aus dem Brausen ein Gesang wurde, erst leise, dann wieder anschwellend, vielstimmig. Er hörte, wie der Gesang langsam den ganzen Wald erfüllte. Und dann dachte er, dass es eigentlich gar kein Gesang sei, sondern eher ein Gurren, nur nicht so kehlig, vielmehr hell und klar. Dann wieder war es wie das Rauschen des Meeres, als wenn alle Töne dieser Welt zugleich erklingen. Alles war voller Musik, aber es war eine Musik ohne Melodie.

„Ich sehe sie nicht“, sagte er zu dem Pferd. „Wo stecken sie, diese Grillen?“

„Sybrillen“, wurde er korrigiert. „Sie sind überall. Aber du würdest sie niemals finden, auch wenn du sie noch so lange suchen würdest. Euch Menschen gegenüber sind sie ziemlich scheu.“

„Es ist schön und gleichzeitig so traurig“, sagte Tobias.

„Es ist ihr Klagelied. Sie singen es jede Nacht, wenn die Drachen den Wald überfallen.“

„Ein Lied? Aber ich verstehe nichts. Was singen sie?“

„Es ist ein sehr altes Lied. Sie singen von einem Fluss, der eines Tages durch den Wald fließen wird. Ein Fluss, in dem sich all die Tränen sammeln, die Nacht für Nacht vergossen werden. Und sie singen von den Bäumen, die am Flussufer wachsen und davon, dass ihre Blätter alle Not heilen werden.“

Das Pferd senkte den Kopf. Im Mondlicht sah es beinahe so aus, als würde es den Jungen anlächeln – dabei weiß doch jedes Kind, dass ein Pferd nicht lächeln kann. „Aber“, sagte es, „heute

Nacht ist eine neue Strophe dazugekommen. Heute Nacht singen sie auch davon, dass du noch lebst.“



Das Lied der Sybrillen begleitete sie noch eine Weile, und selbst, als es aus dem Wald heraus nicht mehr zu hören war, klang es noch lange in ihren Ohren nach.

Die ganze Nacht über gingen sie auf schmalen Pfaden immer tiefer in den Wald hinein. Die Bäume waren nun von erstaunlicher Größe. Mit ihren mächtigen Stämmen ragten sie wie Säulen einer Kathedrale in den Himmel. Weit oben, in ihren Wipfeln, verfang sich das Mondlicht. Aber immerhin drang noch genügend davon zu Boden hinab, so dass Tobias sehen konnte, wohin er seine Füße setzte. Die Luft war kühl und sein Kopf wieder klar. Aus den taumelnden Gedanken waren Fragen geworden.

„Wo gehen wir eigentlich hin?“

„Zur Lichtung bei den Blutbuchen“, sagte das Pferd.

Tobias hatte gar nicht gemerkt, dass er die Frage schon ausgesprochen hatte. Sie war ihm wohl einfach so rausgerutscht. „Und was werden wir dort machen?“

„Wir werden den Waldkönig treffen!“

Ach so, dachte Tobias. Dabei hatte er keine Ahnung, wer oder was der Waldkönig eigentlich war. „Nie von ihm gehört“, sagte er.

„Du wirst ihn kennenlernen.“ Das Pferd trabte unbeirrt weiter. Es hatte offensichtlich ein klares Ziel vor Augen. Das hätte Tobias auch gern gehabt, nur konnte er beim besten Willen noch keins erkennen.

„Und warum?“, fragte er. „Was soll ich dort?“